

Vom Sparschwein zur Finanzkrise

Über Glück, Geld und ein verlorenes Vertrauen

Gedanken eines Dorfpfarrers zum Weltspartag · 30. Oktober 2026



Ich sehe ihn noch vor mir, diesen kleinen Jungen, der ich einmal war. Unter dem Arm trägt er sein Sparschwein und marschiert zur Sparkasse. Es klimpert bei jedem Schritt. Wochenlang hat er Münzen gesammelt. Vielleicht liegt auch ein Geldschein darin, den ihm die Grosseltern für eine gute Schulnote zugesteckt haben. Heute ist Weltspartag. Und heute soll aus dem Inhalt des Schweinebauchs eine Zahl in einem Büchlein werden.

Die freundliche Person am Schalter zählt das Geld und trägt es in mein Sparbuch ein. Und dann kommt noch etwas hinzu: der Zins des vergangenen Jahres. Ich staune. Offenbar kann Geld mehr werden, obwohl es einfach auf der Bank liegt. Zum Abschied

bekomme ich ein KNAX-Heft. Auf der Insel KNAX erleben Didi und Dodo ihre Abenteuer, und die Fetzensteiner versuchen wieder einmal, an Dinge zu kommen, die ihnen nicht gehören. Die deutschen Sparkassen geben diese Comics seit 1974 heraus. Vielleicht war das die freundlichste Einführung in die Finanzwelt, die ein Kind bekommen konnte.

So wurde ich erzogen. Wenn ich Zeitungen austrug, verdiente ich etwas dazu. Wenn ich meiner Mutter beim Reinigen des Kindergartens half, gab es ebenfalls ein paar Mark. Und manchmal belohnten mich die Grosseltern für eine gute Note. Nicht alles wurde sofort ausgegeben. Ein Teil kam aufs Konto. Irgendwann reichte das Geld für ein Fahrrad oder später sogar mit dem geschenkten Geld bei der Erstkommunion für eine Videokamera. Das war ein schönes Gefühl: Ich hatte mir etwas selbst erarbeitet und konnte nun selbst entscheiden, was ich damit anfangen wollte.

Das Sparschwein war dafür übrigens ein treffendes Symbol. Ein Schwein zu besitzen galt in der bäuerlichen Welt als Zeichen von Glück und Wohlstand. Es lieferte Nahrung und half, für schlechtere Zeiten vorzusorgen. Spargefässe in Schweineform sind bereits aus dem Mittelalter bekannt. Das Glücksschwein wurde gewissermassen mit Münzen statt mit Küchenabfällen gefüttert. Und wenn es genügend gemästet war, konnte man sich einen Wunsch erfüllen. Das Glück fiel nicht einfach vom Himmel. Man musste es gelegentlich füttern.

Nun ist mir natürlich bewusst, dass wir inzwischen in einer multireligiösen Gesellschaft leben. Für unsere jüdischen und muslimischen Schwestern und Brüder, die auf Schweinefleisch verzichten, könnte man selbstverständlich auch ein Sparschaf oder

ein Sparkalb einführen. Schliesslich soll am Weltspartag niemand aus religiösen Gründen vom Sparen ausgeschlossen sein! Wobei man ein Sparschwein ja gar nicht essen muss. Es genügt vollkommen, es regelmässig zu füttern.

Beim Sparkalb hätte ich allerdings eine kleine theologische Bitte: Es sollte nicht golden sein. Denn die Geschichte vom Goldenen Kalb kennen wir in unseren religiösen Überlieferungen. Wie schnell wird aus dem Gold, das Menschen besitzen, etwas, vor dem sie sich verneigen! Und wenn ich heute manchen Auswüchsen der Finanzwelt begegne, frage ich mich, ob wir schon so viel weitergekommen sind. Das Geld soll dem Menschen dienen – nicht der Mensch dem Geld.



Schule fürs Geld – und fürs Leben

Ich wurde älter. Der Fall der Berliner Mauer, die Wiedervereinigung und der Golfkrieg gehörten zu den grossen Ereignissen meiner Jugend. Nach dem humanistischen Gymnasium wechselte ich auf ein Wirtschaftsgymnasium. Ich könnte jetzt behaupten, das sei aus leidenschaftlichem Interesse an volkswirtschaftlichen Zusammenhängen geschehen. Tatsächlich war die Schule bei Computern und EDV besser aufgestellt. Vor allem aber bot sie mir die reizvolle Möglichkeit, Französisch früher loszuwerden.

Ich muss es zugeben: Damals war ich ziemlich faul. Heute bedaure ich, dass ich diese schöne Sprache nicht gründlich gelernt habe. Und doch frage ich mich bei manchen Erinnerungen an lange Unterrichtsstunden, ob man die Zeit nicht sinnvoller hätte nutzen können. Erst gestern Abend, bei unserer Jodelchorprobe, fühlte ich mich in die Schulzeit zurückversetzt. Ich sollte einen Liedtext längst auswendig können und lernte ihn deshalb heimlich während der Probe noch ein bisschen nach. Wie damals die vergessenen Mathehausaufgaben während der Deutschstunde. Multitasking nannte man das damals wohl noch nicht. Mein ehemaliger Lehrer hätte dafür vermutlich ein anderes Wort gefunden.

Mein Vater arbeitete im Rechnungswesen eines Unternehmens in Heidenheim. Die Welt der Zahlen war mir also nicht völlig fremd. Im Wirtschaftsgymnasium lernte ich etwas über Unternehmen, Banken, Kredite und Volkswirtschaft. Besonders lebhaft erinnere ich mich an die Debatten über die europäische Währungsunion und ihre Konvergenzkriterien. Staaten, die eine gemeinsame Währung tragen wollten, sollten unter anderem Preisstabilität und solide öffentliche Finanzen nachweisen. Das war komplizierter als mein

Sparbuch – aber die dahinterstehende Frage verstand ich: Wie schaffen Menschen und Institutionen Vertrauen, wenn sie gemeinsam mit Geld wirtschaften?

Ich hatte damals eine vielleicht etwas idealistische Vorstellung. Sparer legen Geld zurück. Banken prüfen sorgfältig, wem sie Kredite geben. Ein junger Handwerker kann eine Werkstatt eröffnen, eine Familie ein Haus bauen, ein Unternehmer eine gute Idee verwirklichen und Arbeitsplätze schaffen. Die Bank verdient daran, die Sparer erhalten Zinsen, und die ganze Gesellschaft gewinnt. Natürlich wusste ich, dass nicht jede Investition gelingt. Aber ich glaubte an ein System, in dem Geld nicht bloss Zahlen vermehrt, sondern Menschen eine Zukunft ermöglicht.

Ein anderer Reichtum

Dass aus mir kein Banker wurde, hat auch mit anderen Fragen zu tun, die mich immer stärker beschäftigten. Was macht ein gutes Leben aus? Was braucht der Mensch wirklich? Was bleibt von unserem Wohlstand, wenn wir nicht mehr wissen, wofür wir leben?

In jener Zeit stiess ich auf Gedanken des Dalai Lama. Besonders blieb mir seine Ermutigung in Erinnerung, nicht nur an der Oberfläche fremder Traditionen zu fischen, sondern die Schätze der eigenen Kultur und Religion gründlich zu entdecken. So begann ich, mich intensiver mit dem christlichen Glauben auseinanderzusetzen. Aus dem Wirtschaftsgymnasiasten wurde ein Theologiestudent und schliesslich ein Priester. Heute bin ich Dorfpfarrer in Vals.

Statt mich beruflich um die Vermehrung des Geldes zu kümmern, befasse ich mich mit der Sorge um die Seelen. Allerdings liegen die

beiden Dinge näher beieinander, als man denken könnte. Wer um seine Wohnung, seine Arbeit oder seine Ersparnisse bangt, trägt diese Sorge nicht nur im Portemonnaie, sondern auch im Herzen.

So werde ich manchmal schon ein wenig wehmütig, wenn ich an jene Zeiten zurückdenke, in denen man für sein Ersparnes noch Zinsen von fünf Prozent bekommen konnte – und dank der Sicherungssysteme der Sparkassen darauf vertrauen durfte, dass das Geld auch morgen noch da war.

Heute liegt sogar meine Altersvorsorge in der dritten Säule nicht mehr auf einem klassischen Sparkonto, sondern in einem Anlagefonds bei der Bank. Und angesichts einer Welt, in der sozialistische Begehrlichkeiten und krieglerische Tendenzen wieder auf dem Vormarsch zu sein scheinen, beschleicht mich gelegentlich ein ungutes Gefühl: Was, wenn das Geld, das ich über viele Jahre für mein Alter zurückgelegt habe, eines Tages nur noch einen Bruchteil seines heutigen Wertes besitzt? Oder im schlimmsten Fall gar nichts mehr wert ist?

Früher machte ich mir Gedanken darüber, wie viel Zinsen mein Ersparnes wohl abwerfen würde. Heute frage ich mich manchmal, wie viel davon mir am Ende überhaupt noch bleibt.

Ein bemerkenswerter Fortschritt unserer Finanzwelt, nicht wahr?

Wenn das Ersparte alt wird

Gerade hier in Vals begegne ich immer wieder älteren Menschen, die mich beeindrucken. Sie haben ein Leben lang gearbeitet und bleiben oft bis ins hohe Alter tätig. Sie pflegen ihren Garten, kümmern sich um ihr Haus, helfen Nachbarn, engagieren sich im Verein oder tragen auf stille Weise zum Gemeinwohl bei. Nicht nur, weil sie müssen. Sondern weil es zu ihrer Würde gehört, etwas beitragen zu können.

Viele wissen zugleich, wie schnell die eigene Selbstständigkeit verloren gehen kann. Der Gedanke an ein Pflegeheim macht manchen Angst. Dabei geht es nicht einfach um die Kosten, so erheblich diese sein können. Es geht auch um die Sorge, dass aus einem selbstbestimmten Leben eines wird, in dem andere fast alles regeln: den Tagesablauf, das Essen, die Betreuung, die kleinen Entscheidungen des Alltags.

Ich weiss sehr wohl, wie viel gute und liebevolle Arbeit in unseren Pflegeeinrichtungen geleistet wird. Wenn ein Mensch umfassende Unterstützung braucht, ist sie ein Segen. Aber die Frage bleibt: Wie helfen wir, ohne dem Menschen mehr Eigenständigkeit abzunehmen, als nötig ist? Wie ermöglichen wir auch im Alter das Gefühl, gebraucht zu werden?

Das führt zu einer Überlegung, die mich schon länger beschäftigt und der ich einen eigenen Aufsatz gewidmet aber noch nicht veröffentlicht habe: der Arbeit an sich selbst. Vielleicht ist sie die wichtigste Arbeit überhaupt. Wir können Fähigkeiten entwickeln, Verantwortung übernehmen und an unserem Charakter arbeiten. Eine gute soziale Absicherung soll Menschen auffangen. Aber sie sollte ihre Eigeninitiative nicht unnötig ersticken. Über die richtige

Balance darf man diskutieren, ohne dabei den Wert der Hilfe oder die Würde der Hilfsbedürftigen infrage zu stellen.

Und noch etwas beschäftigt mich: Eine Generation hat gespart, verzichtet und Vermögen aufgebaut, zumindest der Teil davon, der sich nicht einfach nur auf die Hilfsbereitschaft und Solidarität seiner Mitmenschen, beziehungsweise der dafür geschaffenen Systeme verlässt.

Viele alten, auch mein lieber Herr Grossvater hofften, ihren Kindern und Enkeln etwas davon weitergeben zu können. Nun werden im hohen Alter Pflege und Betreuung nötig; erhebliche Teile des Ersparnen können dafür aufgebraucht werden. Das Geld verschwindet nicht: Es bezahlt Pflegende, Unterkunft und notwendige Leistungen. Trotzdem müssen wir fragen, wie eine Gesellschaft diese Kosten gerecht verteilt – ohne alte Menschen als Last zu behandeln und ohne den Jungen die Möglichkeit zu nehmen, selbst etwas aufzubauen und ohne diejenigen zu bestrafen, die ihr Leben lang gearbeitet, Konsumverzicht geübt und vorgesorgt haben.

Nicht das goldene Kalb, sondern der Mensch

Vielleicht liegt hier eine der grossen Aufgaben unserer Zeit: Generationengerechtigkeit.

Wer arbeitet und spart, sollte das Gefühl behalten, dass sich daraus etwas entwickeln kann.

Die älteren Generationen sollen in Würde und Sicherheit leben können. Zugleich müssen aber auch junge Familien die Aussicht haben, sich eine eigene Wohnung, ein Haus oder eine selbstständige Existenz aufzubauen. Generationengerechtigkeit

bedeutet schliesslich, dass wir die Bedürfnisse aller Generationen im Blick behalten.

Dabei sollten wir uns allerdings schon fragen, wie viel zusätzliche finanzielle Last wir den Jüngeren noch aufbürden wollen. Wenn sie über höhere Mehrwertsteuern nicht nur die wachsenden Kosten der Altersversorgung, sondern auch steigende Rüstungsausgaben mittragen sollen, während sich manche Angehörige der älteren Generation ihren wohlverdienten Lebensabend auf Kreuzfahrtschiffen versüssen, darf man zumindest einmal nach der gerechten Verteilung der Lasten fragen.

Natürlich sei jedem seine Kreuzfahrt von Herzen gegönnt. Aber die Rechnung für die Zukunft sollten wir möglichst nicht allein denjenigen überlassen, die sie noch vor sich haben.

In Berlin wird gegenwärtig sogar über die Vergesellschaftung grosser privater Wohnungsbestände verhandelt. Befürworter hoffen auf bezahlbareren Wohnraum; Kritiker sorgen sich um Eigentumssicherheit, Investitionen und die Kosten. Im Oktober 2026 handelt es sich um politische Pläne, nicht um eine bereits vollzogene Vergesellschaftung. Meine persönliche Sorge gilt der Frage, welches Signal solche Vorhaben an Menschen senden, die sich etwas aufbauen möchten.

Die katholische Soziallehre hält zwei Gedanken zusammen, die wir nicht auseinanderreissen sollten: Das Recht auf Privateigentum und seine soziale Verpflichtung. Eigentum kann Freiheit und Unabhängigkeit ermöglichen. Es darf aber nie bedeuten, dass uns das Schicksal anderer gleichgültig wird. Ebenso wenig sollte Solidarität dazu führen, Verantwortung und persönliche Initiative für überflüssig zu erklären.

Hier wünsche ich mir auch die Banken wieder stärker in ihrer ursprünglichen Rolle: als verlässliche Partner von Menschen und ihren Projekten. Ich suche keinen Finanzakrobaten, der mit meinem Geld jeder modischen Börsenbewegung hinterherjagt. Ich wünsche mir einen Banker, der gründlich prüft, umsichtig investiert und die Gegend kennt, in der seine Kunden leben. Einen Banker, der einer jungen Familie, einem Handwerksbetrieb oder einer Existenzgründung mit Sachverstand begegnet und unterstützt. Natürlich gehört auch die Welt der Kapitalmärkte zur modernen Wirtschaft. Aber ihre Kunst sollte nicht darin bestehen, den Bezug zur Wirklichkeit zu verlieren.

Denn was ist am Ende eine gute Rendite? Nur eine Zahl auf dem Konto? Oder auch die neue Werkstatt, die Familienwohnung, der sichere Arbeitsplatz und die Hoffnung, dass unsere Kinder einmal in einer guten Welt leben können?

Vielleicht steht das Goldene Kalb heute nicht mehr auf einem Sockel. Vielleicht erscheint es als Zahl auf einem Bildschirm. Umso wichtiger ist es, sich zu erinnern: Unser Heil liegt nicht im Geld selbst. Der Gott, der uns durch die Geschichte begleitet und dessen Heil die Propheten verkündet haben, lässt sich nicht durch eine Bilanz ersetzen.

Eine verschlossene Tür in Vals

So bleibe ich also weiterhin auf der Suche nach dem Banker meines Vertrauens.

Die Graubündner Kantonalbank hat mir bereits durch eine Angestellte signalisiert, dass sie mich gerne nun auch mit meinem Privatvermögen als Kunden gewinnen würde. Und ich muss

gestehen, dass ich ernsthaft darüber nachdenke. Mit unserer Pfarramtskasse habe ich bereits einen Wechsel vollzogen, nachdem die bisherige Bank ihre Filiale in Vals geschlossen hatte. Da wäre es doch schön, auch privat wieder einen Ansprechpartner vor Ort zu haben.

Nur erwies sich dieses Vorhaben im Oktober als erstaunlich schwierig. Gleich dreimal machte ich mich auf den Weg zu unserer Bankfiliale, um das gesammelte Opfergeld einzuzahlen. Wie damals bei meinem Sparschwein klimperte es in meinem Geldsack allerdings deutlich mehr, als dass es raschelte. Leider!

Mit meiner gewichtigen Fracht überquerte ich die Rheinbrücke und fragte mich unterwegs schon, ob der berühmte Architekt Peter Zumthor bei seiner Konstruktion wohl auch solche aussergewöhnlichen Belastungen einkalkuliert hatte, aber schliesslich wird die Rheinbrücke zur Zeit auch durch die vielen Postautoüberfahrten gut trainiert.



Doch alle Sorgen um die Statik erwiesen sich als unbegründet. Dreimal erreichte ich mit meinem schweren Gepäck wohlbehalten das andere Ufer. Und dreimal begrüßte mich statt eines freundlichen Bankangestellten lediglich ein Zettel an der verschlossenen Tür:

«Wegen Ferien geschlossen.»

Immerhin: Mein Geld war offenbar so sicher, dass ich es nicht einmal loswerden konnte.

Nun gönne ich jedem Bankangestellten von Herzen seine Ferien. Als Pfarrer weiss ich schliesslich, wie wichtig Ruhezeiten sind. Aber unter Kundennähe hatte ich mir doch etwas anderes vorgestellt. Früher brachte ich mein Sparschwein zu einem Menschen am Schalter.

Heute bringt mich der Weg zur Bank zu einer verschlossenen Tür. Offenbar soll ich mich besser mit einer App unterhalten.

Vielleicht klappt es ja im November. Ich werde die Suche nach dem Banker meines Vertrauens jedenfalls noch nicht aufgeben. Und wenn ich ihn eines Tages gefunden habe, stelle ich ihm zur Begrüssung vielleicht ein kleines Sparschwein auf den Schreibtisch.

Aus Ton, versteht sich.

Nur ja kein goldenes Kalb!

Quellenhinweise (zur redaktionellen Prüfung)

Sparkasse: KNAX seit 1974 – <https://www.sparkasse.de/ueberuns/knax.html>

Max-Planck-Institut: Herkunft des Sparschweins – <https://www.ds.mpg.de/203622/18>

Tagesschau, 19.10.2026: Berliner Pläne zur Vergesellschaftung – <https://www.tagesschau.de/inland/regional/berlin/rbb-rot-gruen-rot-plant-vergesellschaftung-grosser-wohnungsbestaende-in-berlin-100.html>

Katechismus der Katholischen Kirche, Nr. 2401–2406: Eigentum und Gemeinwohl.